



Leseprobe

Catherine Aurel

Bella Donna. Die Schöne von Florenz

Roman

»Spannender Plot im mittelalterlichen Italien.« *Frau von Heute*

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 416

Erscheinungstermin: 10. Mai 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der Preis der Schönheit. Die Kunst der Liebe.

Florenz, 1469. Die Zeiten, als Cosima Bellani von Männern umschwärmt wurde, sind vorbei. Die Schönheit der alternden Kurtisane beginnt zu schwinden – und sie fürchtet um ihre Zukunft. Als die junge Adlige Simonetta sie in Liebesdingen um Rat bittet, hat Cosima eine verheißungsvolle Geschäftsidee: Sie will fortan Kosmetik herstellen, denn der Handel mit Pulver und Salben, Bleiweiß und Lippenrot floriert. Simonetta wird mit ihrer Hilfe zur schönsten Frau von Florenz – nicht nur der einflussreiche Giuliano de Medici, auch der aufstrebende Maler Sandro Botticelli liegen ihr zu Füßen. Doch dann bricht ein erbitterter Machtkampf um die Stadt aus und Cosima und Simonetta werden in eine Intrige verwickelt. Bald handeln sie nicht nur mit erlesenen Schönheitsrezepturen, sondern auch mit Geheimnissen ...



Autor

Catherine Aurel

Catherine Aurel liebt das Schreiben, die Beschäftigung mit der Vergangenheit und das Reisen – vor allem, wenn es nach Italien geht. Schon seit ihrer Kindheit haben es ihr die malerischen Städte Florenz, Mantua und Rom angetan, wo die beeindruckende Geschichte und die prächtige Kunst immer noch lebendig sind. Auf mehreren Rechercheisen hat sie sich von der einzigartigen

Personenverzeichnis

Historische Persönlichkeiten sind mit einem * versehen.

Die Medici

Lorenzo »il Magnifico«*, Florentiner Bankier und Politiker

Clarice*, seine Frau

Giuliano*, sein Bruder

Lucrezia Tornabuoni*, Lorenzos und Giulianos Mutter

Lucrezia Donati*, Geliebte von Lorenzo

Fioretta Gorini*, Geliebte von Giuliano

Die Vespucci

Nastagio*, reicher Kaufmann

Lisabetta Mini*, seine Frau

Amerigo*, sein Sohn

Piero*, sein Bruder

Marco*, Pieros Sohn

Die Cattaneo

Simonetta*, junge Adelige aus Genua

Gaspere und Caterina*, ihre Eltern

Battistina Campofregoso*, eine Verwandte

Jacopo d'Appiano*, Battistinas Mann

Semiramide d'Appiano*, Battistinas und Jacopos Tochter

Die Pazzi

Jacopo*, Oberhaupt einer reichen Florentiner Bankiersfamilie

Francesco*, sein Neffe

Novella Foscari*, Francescos Frau

Rino, ein Diener

Die Bellani

Cosima, eine Kurtisane

Amiri, ihr Sklave

Nina, eine junge Frau in ihren Diensten

Künstler

Sandro di Mariano Filipepi, genannt Botticelli*, Florentiner Maler

Andrea del Verrocchio*, sein Lehrer

Leonardo da Vinci*, sein Kollege

Giovanni*, sein Bruder

Mariano* und Benincasa*, seine Neffen

Filippino Lippi* und Jacopo di Domenico*, seine Lehrlinge

Luigi Pulci* und Angelo Poliziano*, Dichter am Hof der Medici

Und tausend Liebesgeister, feuerhelle,
ließ sie dem süßen Augenpaar entströmen.
Mich muss es wundernehmen,
dass ich nicht augenblicks zu Asche brannte.

Angelo Poliziano

August 1469

»Du bist sehr schön«, sagte die fremde Frau zu Simonetta.

Erst hatte sie sie nur betrachtet, nun streckte sie die Hand aus, um über ihr Gesicht zu streicheln. Die unerwartete Berührung erschreckte Simonetta, aber die säuselnden Worte, die folgten, schmeichelten zu sehr, um zurückzuzucken.

»Dein Fleisch ist fest, deine Haut straff. Du bist blass, aber nicht fahl, vielmehr schimmerst du wie Elfenbein. Und wie kräftig deine Haare sind, wie fein geschwungen die Locken, und die Strähnen von jenem hellen Rotblond, wie es nur die Natur erschaffen kann, kein Maler. Das Blau deiner Augen lässt an den Himmel oder das Meer denken, jedenfalls an etwas, das gewaltiger ist, als des Menschen Geist es fassen kann, und deine Lippen haben die Farbe, die sich die Liebe aussuchen würde, könnte sie in ein Kleid schlüpfen. Deine Unterlippe ist leicht geschwollen, das Grübchen über der Oberlippe bildet sich an der rechten Stelle, zugleich ist dein Mund nicht so breit, dass man an das Maul eines Fischweibs denkt, das unaufhörlich seine stinkende Ware anpreist. Ja«, die Fremde trat zurück, musterte sie noch einmal, »du bist zweifellos schön.«

Simonetta wollte den eben noch gerühmten Mund zu einem Lächeln verziehen, um der anderen für die aufmunternden Worte zu danken. Sie kamen gerade recht, hatte sie in der Nacht doch kaum ein Auge zugebracht, und schon den ganzen Morgen über hatten ihr vor Aufregung die Hände gezittert.

Doch mit einem Mal wurde der Blick der Fremden abschätzend. »Nur weil du schön bist, heißt das jedoch nicht, dass ich dich an deinem großen Tag nicht noch schöner machen kann.«

Nun zuckte Simonetta doch zusammen, obwohl die Fremde nicht mehr ihr Gesicht tätschelte und stattdessen damit begann, allerlei Döschen und Fläschchen, Ampullen und Tiegelchen aus ihrem Lederbeutel zu kramen, um deren Inhalt mit noch schwärmerischerem Tonfall anzupreisen als zuvor Simonettas Äußeres.

»Florenz ist, wie der Name der Stadt bekundet, die schönste Blume, die unter Italiens Sonne erblüht. Wollen wir denn aus dir eine würdige Florentinerin machen. Das hier ist eine Salbe aus Rosenwasser, dem man die Milch einer Jungfrau, eine Prise Zimt und ein Salz von fernen Bergen, die kein Florentiner je besteigen konnte, zugefügt hat. Manche sagen, sie entfaltet ihre Wirkung erst, wenn man auch den Urin eines Knaben daruntermischt, aber darauf wollen wir verzichten.«

Sie grinste, als sie sah, wie Simonetta das Gesicht verzog, teils vor Verwirrung, teils vor Ekel.

»Diese Salbe wiederum ist für die Wangen bestimmt. Sie enthält das Knochenmark eines alten Ochsen, glättet wunderbar jedes Fältchen und lässt noch den Schatten eines Tränensacks verschwinden. Deine Stirn schließlich wird noch ebenmäßiger, wenn wir sie mit einem Wässerchen aus Olivenöl und unverdünntem Wein einreiben, nachdem wiederum beides mit der

Leber einer Eidechse vermischt wurde. Es ist wichtig, dass es eine grüne Eidechse war, und noch wichtiger, dass man nur die Leber, nicht auch die Galle verwendet.«

Sie hatte ein kleines Schwämmchen genommen, die Stirn damit abgetupft. Simonetta musste sich beherrschen, um nicht erneut zurückzuzucken, zumal sie einen scheußlichen Geruch erwartete, doch am durchdringendsten blieb der des Rosenwassers. Erst als die Fremde begann, ein paar Härchen an ihrem Haaranatz auszuzupfen, damit die Stirn noch höher wirkte, warf Simonetta Battistina einen Hilfe suchenden Blick zu. Diese war ihre Base und hatte die Fremde in jenes Gemach gebracht, wo Simonetta sich auf ihre Hochzeit vorbereitete.

Battistina nickte ihr aufmunternd zu. »Lass Cosima Bellani nur machen. Du willst doch schön sein für Marco, nicht wahr?«

Simonetta wagte nicht zu nicken, womöglich hätte Cosima dann nicht nur ein paar Härchen, sondern gleich eine ganze Strähne ausgerupft, dennoch beruhigten sie Battistinas Worte. Nicht nur, dass deren Gesicht eines der wenigen vertrauten inmitten der vielen Dienstmädchen war, die seit dem frühen Morgen um sie herumhuschten. Sie war die Einzige, die sie mühelos verstand, sprach Battistina doch den gleichen Genueser Dialekt wie sie, nicht den florentinischen, der mit so vielen lateinischen Wörtern durchsetzt war.

Endlich war es mit dem schmerzhaften Zupfen vorbei, Cosima zog ihr stattdessen die Augenbrauen mit einer dunklen Farbe nach. Der Bogen müsse möglichst rund sein, erklärte sie, und was ebenso noch fehlte, wäre ein rötliches Puder für die Wangen, das aus Sandelholz gemacht war. Damit würde man die Ohrfläppchen einreiben, denn es war gerade modern, dass auch diese

rötlich schimmerten. »Und hier habe ich einen Balsam in hellem Korallenrot für deine Lippen.«

Zuletzt gelte es den Nacken zu behandeln, würde sie die Haare doch nicht länger offen wie ein junges Mädchen, sondern hochgesteckt wie eine ehrbare Frau tragen. »Er gilt als schön, wenn er noch weißer ist als das Gesicht, und das erreicht man am besten mit einem Mittel, das sich *crocodilea* nennt.«

»Wird das etwa aus Krokodilen gemacht?«, rief nun selbst Battistina verblüfft, obwohl sie bis jetzt so getan hatte, als wäre ihr keines der vielen Mittelchen fremd.

»Dessen Innereien werde mit Kreide vermischt, ja«, erwiderte Cosima, »allerdings handelt es sich um ganz besondere Krokodile, nämlich um solche, die nur mit Kräutern und Blumen ernährt wurden.«

Irgendein Dienstmädchen kicherte laut, und Simonetta konnte es ihm nicht verdenken, saß ihr doch selbst ein Lachen in der Kehle. Sie bezwang es mit Mühe und schloss die Augen. Sollte Cosima Bellani nur machen, sie selbst versuchte sich Marcos Gesicht vorzustellen, wenn sie ihm als wunderschöne Braut entgegentrat.

Leider fiel ihr das gar nicht so leicht. Wenn sie sich jenes denkwürdigen Tages vor einigen Monaten besann, da sie sich vor dem Kirchenportal in San Siro zu Genua getroffen hatten, waren ihr seine braunen Locken und sein samtener Umhang zwar noch deutlich in Erinnerung, doch seine Züge blieben verschwommen. Auch den Klang seiner Stimme konnte sie sich kaum mehr vergegenwärtigen. Sie hatte nur die ihrer Mutter Caterina im Ohr, als die sich zu ihr gebeugt und geraunt hatte: »Das ist Marco Vespucci. Sein Onkel ist ein bedeutender Kaufmann von

Florenz, und er hat seinen Neffen hierher nach Genua geschickt, damit er an der Bank von San Giorgio mehr über das Geldgeschäft lernt.«

Als bald hatte sich auch Gaspare eingeschaltet, Simonettas Vater, der sich Marco vorgestellt und ihn in ihr Heim eingeladen hatte. Wie Marco darauf reagiert hatte, wusste Simonetta nicht mehr, nur, dass plötzlich sein Blick auf ihr geruht und er gefragt hatte, ob sie ihm das ihm fremde Genua zeigen würde.

Seine Augen, das hatte sie nicht vergessen, waren von jenem Braunton wie der Honig, den ihre Mutter gerne in den Wein mischte, und wiesen helle Sprenkel auf, die Simonetta erstmals verstehen ließen, warum Männer so wild auf Gold waren. Während sie in diesen Augen versunken war, hatte sie erst gar nichts sagen können, und dann war es das Falsche gewesen: »Ich finde mich selber kaum in Genua zurecht, den Großteil meines Lebens habe ich in Piombino verbracht.«

Entsetzt hatte die Mutter die Luft eingesogen, und da erst war ihr aufgegangen, was sie getan hatte. Dass ihr Vater aus Gründen, die Simonetta nicht recht verstand, die jedenfalls mit endlosen Streitigkeiten in Genua zu tun hatten, viele Jahre lang aus seiner Heimatstadt verbannt worden war und diese im Exil in Piombino hatte zubringen müssen, war schließlich eine große Schande.

Doch Marco ging nicht darauf ein. »Dann verlaufen wir uns eben gemeinsam«, hatte er lediglich gesagt, und aus dem entsetzten Schnaufen der Mutter war ein schrilles Lachen geworden, während der Vater seine Einladung wiederholt hatte.

Nach jenem Abend zog Caterina Simonetta beiseite. Für ein Mädchen wie sie verhielte es keine größere Ehre, in eine einfluss-

reiche Florentiner Familie einzuheiraten, und so hingerissen, wie Marco sie den ganzen Abend über gemustert hatte, standen die Chancen gut, dass er um ihre Hand warb. Simonetta war Marcos Familie egal, und von Florenz hatte sie noch weniger Bilder im Kopf als von Genua, aber sie konnte sich kein größeres Glück vorstellen, als einen Mann zu ehelichen, in dessen Augen goldene Sprenkel funkelten.

»So«, riss Battistinas Stimme sie aus den Erinnerungen, »nachdem Cosima dich jetzt in die Kunst des *farsi bella*, des Schönmachens, eingeweiht hat, kann sie dir vielleicht noch ein paar Ratschläge geben, die dir die Kunst der Liebe näherbringen.«

Simonetta schlug die Augen auf. Hinter ihr kicherte wieder eines der Dienstmädchen, diesmal verschämt, und auch sie selbst war überzeugt, kein Puder aus Safranholz zu brauchen, damit sich Wangen und Ohrläppchen glühend rot färbten.

Cosima hingegen schien so etwas wie Scham nicht zu kennen. Während ihre Mutter nicht einmal hatte andeuten wollen, was sie in der Hochzeitsnacht erwartete, erklärte sie ganz offen: »Eine vorzügliche Stellung für das erste Mal ist es, wenn der Kopf der Frau etwas tiefer liegt als ihr Rumpf, sie das linke Bein anzieht, das rechte dagegen streckt.«

Simonetta verschlug es die Sprache, aber Battistina lachte. »Mir scheint, die große Cosima Bellani kann selbst mir etwas beibringen, obwohl ich nun schon seit so vielen Jahre mit meinem Jacopo verheiratet bin.«

»Nun«, wandte sich Cosima an sie, »was man Frauen gar nicht oft genug sagen kann, ist, dass sie nicht bloß schweigend unter dem Mann liegen sollen. Vielmehr sollten sie ihm erklären, was ihnen gefällt. Dem Pferd wird mit der Gerte beschieden, wo es

langgeht, der Mann hat zumindest säuselnde Worte verdient, damit er weiß, in welche Richtung er zu galoppieren hat.«

Simonetta war überzeugt, dass das, was Cosima zu sagen hatte, ein Mädchen wie sie eigentlich nicht hören durfte. Allerdings brachte sie es nicht über sich, sie zum Schweigen zu bringen, und so fuhr die andere fort: »Fordert eure Männer auf, euch sanft auf die Lippen zu küssen, danach eure Brustwarzen mit den Fingerkuppen leicht zu betasten und, sobald sie hart geworden sind, zwischen Zeigefinger und Daumen zu zwirbeln. Wenn sich schließlich ein erstes Seufzen aus dem Mund der Frau gelöst hat, sollten seine Hände tiefer gleiten, ganz sorgsam Blütenblatt um Blütenblatt streicheln, auf dass die Knospe, die zwischen den Beinen jeder Frau wächst, erblüht. Perlt noch nicht genügend Tau von dieser, kann er nachhelfen, indem er seine Männlichkeit mit einer Salbe aus Ziegengalle und dem Pulver von Bohnenkraut bestreicht. Manch einer mischt darunter sogar Pfefferkörner, aber ich behaupte, scharf sollte nur das Rindfleisch sein, das man nach dem Liebesakt zur Stärkung zu sich nimmt.«

Sie lachte laut, errötete aber nicht im Mindesten, ganz anders als Battistina, auf deren Hals sich Flecken abzeichneten. Simonetta senkte verschämt den Blick, obwohl sie nicht leugnen konnte, dass sich in den Tiefen ihres Leibes etwas zu regen begann, wovon ihr zu sprechen schier undenkbar schien.

Cosima fuhr eifrig fort: »Wenn man eine ähnliche Salbe, nämlich auch aus Ziegengalle, außerdem mit Korinthen und fein zerriebenem Zimt herstellt und auf die Pforte der Frau streicht, wird sich diese umso williger öffnen. Natürlich sollte ein Mann nicht zuforsch eindringen, vor allem nicht beim ersten Mal. Erst

gilt es, tastend den Fuß über die Schwelle zu schieben – am besten mehr als nur einmal – und dann erst ...«

»Genug!«

Simonetta zuckte zusammen, Battistina auch. Nur Cosima schien ganz ruhig zu bleiben. Mit einem freundlichen Lächeln wandte sie sich an die Frau, die das Gemach gerade betreten hatte, und schien sich keiner Schuld bewusst. So forsch Battistina Cosima eben aufgefordert hatte, über die Liebeskünste zu sprechen, so verlegen murmelte sie nun: »Caterina, ich wollte nur ...«

Simonettas Mutter verharrte zunächst in der Nähe der Tür, bevor sie näher trat. Wütend funkelte sie Battistina an und legte ihrer Tochter die Hände auf die Schulter – ein Zeichen, dass es allein ihr oblag, sie auf die Hochzeit vorzubereiten. Cosima ignorierte sie – was sich diese allerdings nicht bieten lassen wollte.

»Ah, die Brautmutter! Benötigt Ihr ebenso einen Ratschlag von mir? Selbst halb verwelkte Blumen recken ihr Köpfchen gerne Richtung Sonne, und aus Blütenstaub kann Honig werden, wenn ...«

»Genug!«, kam es wieder, und als das nichts fruchtete, fügte sie schrill hinzu: »Hinaus!«

Cosima zog ihre rechte Augenbraue hoch und fügte sich erst, als Battistina ihr zunickte. Langsam, ganz langsam sammelte sie ihre Tiegelchen und Döschen ein und verstaute alles in der Ledertasche.

Simonetta vermeinte kaum noch atmen zu können, während der Atem der Mutter heiser und schnell wie nie ging.

»Wie konntest du nur!«, fuhr sie Battistina an, als Cosima den Raum endlich verlassen hatte. »Du lässt ein solches Weibsbild in die Nähe meiner Tochter?«

Battistina fiel es immer noch schwer, den strengen Blick zu erwidern, doch sie hatte ihre Fassung wiedergefunden. »In Florenz blickt man auf ihresgleichen nicht ganz so verächtlich herab wie anderswo. Wen du als Weibsbild bezeichnest, gilt hier als *cortigiana*, als Kurtisane und ...«

Caterina schien gar nicht richtig zuzuhören. Ihre Hände glitten höher, als wollte sie Simonetta die Ohren zuhalten, obwohl es dafür ohnehin zu spät war. Am Ende begnügte sie sich damit, ein Schwämmchen zu nehmen, das Cosima hatte liegen lassen, und es Simonetta zu reichen. »Wisch alles ab, was dir dieses Weibsbild, dessen wahren Stand ich nicht benennen kann, ohne dass mir die Zunge schwarz wird, ins Gesicht geschmiert hat. Meine Tochter ist ein frommes Mädchen, das so vor den Altar tritt, wie Gott es geschaffen hat. Er hat sich schließlich etwas dabei gedacht und braucht niemanden, der ihm ins Handwerk pfuscht. Ich wünschte, das, was sie dir an sündigen Gedanken eingeträufelt hat, ließe sich auch von deiner Seele abwaschen. Wäre heute nicht dein Hochzeitstag, würde ich dich einige Stunden lang zum Beten schicken.« Caterina fuhr herum, maß die Dienstmädchen. »Was steht ihr hier eigentlich kichernd herum! Hinaus mit euch! Die Einzige, die meiner Tochter Ratschläge zu geben hat, bin ich.«

Die Dienstmädchen verschwanden eilig, nur Battistina verharrte.

»Ich meinte auch dich«, beschied ihr Caterina kühl.

Battistina zuckte mit den Schultern und wandte sich so langsam ab, wie Cosima zuvor ihre Sachen eingeräumt hatte. »Sei nicht zu streng mit Simonetta. Es war allein meine Idee, Cosima Bellani hierherzubestellen, Simonetta hat nichts damit zu tun.«

»Sie hat sich nicht gewehrt.«

»Was bedeutet, dass sie ein gehorsames Mädchen ist und sich nicht auflehnt, wenn andere über seinen Kopf hinweg Entscheidungen treffen. Ist es nicht genau das, was du von ihr erwartest?«

Caterina sagte nichts mehr, blieb ganz starr hinter Simonetta stehen, während Battistina endlich den Raum verließ. Erst einige raue Atemzüge später wandte sie sich der Tochter zu. Sie musterte ihr Gesicht und schien damit zufrieden zu sein, dass Simonetta ihrem Befehl gehorcht und sich mit dem Schwämmchen abgewischt hatte. Nur der Rosenduft ließ sich nicht so einfach vertreiben. Etwas verdrossen nahm Caterina einen Kamm und begann, das Haar der Tochter mit schnellen, schmerzhaften Strichen zu ordnen, ehe sie es in der Mitte scheitelte und am Hinterkopf zu einem Knoten aufsteckte.

»Was immer dieses Weibsbild von sich gab, vergiss es sofort. Hör nur auf das, was ich dir nun zu sagen habe.« Caterina atmete tief durch, ehe sie fortfuhr. »Du bist erst sechzehn Jahre alt, Simonetta, du weißt nicht viel vom Leben und von der Welt. Doch denke immer daran: Deine einzige Pflicht ist es von nun an, das Ansehen von Marcos Familie zu mehren und somit auch der unseren Ehre zuteilwerden zu lassen. Stell ihn zufrieden, verärgere ihn oder bekümmere ihn niemals. Wenn er betrübt ist, zeige dich selbst nicht fröhlich. Wenn er lacht, lache ebenfalls, aber nicht zu laut. Wecke ihn niemals, wenn er erschöpft ist. Lass Speisen auf-tischen, die ihm munden. Verlange kein Geld, wenn er es dir nicht von selber gibt, sei niemals begierig, seine Geheimnisse zu erfahren, und setz dir nichts in den Kopf, was nicht seine Zustimmung findet. Halte deinen Leib schön und rein, aber auf anständige Weise, und bleib im Haus deiner Familie, lauert an jeder Ecke der

Stadt ja doch nur Verderben.« Wieder atmete sie durch. »Wenn du dich an all das hältst, wirst du uns keine Schande machen.«

Simonettas Kopfhaut schmerzte. Sie war nicht sicher, ob es an dem festen Haarknoten lag oder daran, dass Cosima ihr zuvor einige Härchen ausgezupft hatte.

»Ich ... ich will alles tun, um Marco glücklich zu machen«, sagte sie leise. »Ich ... ich will, dass er mich liebt.«

»Liebe!«, stieß Caterina in einem Tonfall aus, als spräche sie über die Innereien eines Krokodils. »Eine Ehe ist nicht auf Träumereien gebaut, höchstens auf Gesundheit, natürlich auf Reichtum und auf dem großen Namen einer Familie. Dass du eine Vespucci sein wirst, ist eine große Ehre, du musst nicht nur Marcos Wohlgefallen finden, auch das seiner Sippe.«

»Ich weiß«, sagte Simonetta schnell. »Ich soll mich meinem künftigen Schwiegervater Piero gegenüber stets bescheiden und freundlich verhalten.«

»Piero ist gar nicht so wichtig. Das Familienoberhaupt ist sein Bruder, Marcos Onkel Nastagio. Er ist Notar, Seidenhändler, und – was am wichtigsten ist – ein Freund der Medici. Du weißt doch noch, was ich dir über die Medici erzählt habe?«

»Sie sind die mächtigste und reichste Familie von Florenz, die es dank ihrer Bankgeschäfte zu einem Vermögen gebracht hat, die die Geschicke der Stadt bestimmt, wenn auch nur im Hintergrund, und an deren Hof Künstler und Gelehrte ein und aus gehen.«

Caterina hatte die Frisur vollendet, legte die Hände wieder auf Simonettas Schultern, strich nunmehr wohlwollend darüber. »Du hast gut aufgepasst. Es ist wichtig, dass du solche Dinge weißt. Es ist aber ebenso wichtig, dass du nicht mit deinem Mann darüber

sprichst. Er erwartet nicht, dass eine Frau etwas von Politik versteht. Er erwartet ein annehmlisches Heim, wo er seine Sorgen vergessen und sich ausruhen kann.«

»Gewiss.«

Caterina beugte sich vor, suchte ihren Blick. »Du weißt, wie oft das Schicksal deinen Vater und mich geprüft hat. Es gab so viele, die unseren Namen – Cattaneo – beschmutzen wollten. Dein Bündnis mit den Vespucci wird diesen Namen von aller Schmach reinwaschen. Am Ende des Lebens zählen weder Liebe noch Schönheit, nur die Ehre, verstehst du?«

»Gewiss«, sagte Simonetta wieder.

Die Mutter beugte sich vor, gab ihr mit schmalen Lippen einen Kuss auf die Wange.

»Was immer dieses Weibsbild gesagt hat – wenn es Nacht wird, wirst du in deinem Brautbett nichts weiter tun, als auf dem Rücken zu liegen und Marco alles zu gestatten, was er will. Am besten du rührst dich so wenig wie möglich, hältst die Augen geschlossen und denkst an den Sohn, den du hoffentlich bald empfangen wirst.«

Die Mutter sprach diese Worte dicht an ihrem Ohr, doch ihr entging, dass sich Simonetta die Ohrläppchen als Einziges nicht abgewischt hatte, sie immer noch rot waren, und Simonettas Willfähigkeit ging dann doch nicht so weit, sie darauf aufmerksam zu machen.

»Komm«, sagte Caterina und zog sie hoch.

Ehe sie den Raum verließen, kamen sie am Fenster vorbei, durch das Simonetta einen Blick auf Florenz erhaschen konnte. Die Tage vor der Hochzeit verbrachten sie hier im Haus von Freunden, und sie hatte bis jetzt noch nicht viel von der Stadt

zu sehen bekommen. Nun sog sie ihren Anblick förmlich in sich auf. Während Genua durch die umliegenden Berge oft einen düsteren Eindruck machte und die Gebäude so dicht gedrängt nebeneinander gebaut worden waren, dass die Straßen und Gassen fast immer im Schatten lagen, konnte man im lichten Florenz viel freier atmen. Zudem lag die Stadt nicht wehrhaft auf einem Hügel wie andere Kommunen der Toskana, sondern am Ufer des Arnos, und Bildhauer und Architekten hatten hier genügend Platz gefunden, um sich gegenseitig zu Hochleistungen zu inspirieren. Aus dem Meer aus Dächern ragte die prächtige Kuppel des Doms, von jenem dunklen Rot wie die Abendsonne, ebenso hervor wie der fast hundert Meter hohe Turm des Palazzo della Signoria, des Regierungssitzes der Republik, und die Türme von zahlreichen Kirchen, ob San Lorenzo, Santa Croce oder Santa Trinità. Simonetta verstand nichts von den Gesetzen der Geometrie, aber dass viele Gebäude nicht einfach nur prächtig anzusehen, sondern von einem Ebenmaß und einer Anmut waren, die nicht nur dem Auge schmeichelten, sondern das Herz mit einer warmen Glut erfüllten, das spürte sie mit jeder Faser.

»Komm«, sagte Caterina wieder.

Simonetta löste den Blick vom Fenster, folgte der Mutter aus dem Raum, aber sie war überzeugt: Was immer die Mutter ihr eingebläut hatte – hier würde sie nicht einfach nur ihre Pflicht erfüllen und der Familie Ehre einlegen. Hier würde sie eine Heimat finden – und Glück.

In den darauf folgenden Stunden prasselten so viele Eindrücke auf Simonetta ein, dass sie kaum damit umzugehen wusste. Menschen lächelten sie an, sprachen ihre Glückwünsche aus, machten

ihr Komplimente, doch sie konnte keinem der Gesichter einen Namen zuordnen. Immer wieder suchte sie Marcos Blick, leider erwiderte er ihn kaum, und wenn er es tat, waren seine Augen zwar honigbraun, aber bar der goldenen Sprenkel. Nun gut, in der Kirche lag das wohl an den dichten Weihrauchschwaden, die das Bild vernebelten. Ein Bund wurde dort gesegnet, der eigentlich schon geschlossen worden war – ohne ihr Zutun, ja, nicht einmal in ihrer Gegenwart.

Schon bei der Verlobung hatte sie keine Rolle gespielt: Der Ehevertrag war mithilfe eines professionellen Heiratsvermittlers ausgehandelt worden, und später war das Ergebnis – eine Mitgift in Höhe von tausend Florin – öffentlich verkündet worden.

Sie könne stolz sein, hatte ihre Mutter Caterina erklärt, selten sei eine Mitgift so hoch. Doch die Summe war für Simonetta nicht von Bedeutung, unmöglich konnte man mit einer Zahl ihre Sehnsüchte, auch die Hoffnung, Marco würde diese stillen, bemessen.

Heute war der Ehevertrag nun unterschrieben worden, wieder nur von männlichen Familienangehörigen und dem Notar. Marco sah sie erst in der Kirche, und wenn sie nicht gerade seinen Blick suchte, war sie beschäftigt, die vielen Rituale auszuführen. Sie steckten sich gegenseitig Ringe an, gaben sich einen Kuss, teilten einen Bissen Brot und einen Schluck Wein. Vielleicht trug sich auch alles in anderer Reihenfolge zu, hinterher konnte sie sich nur noch erinnern, dass das Brot sehr trocken geschmeckt hatte, sie war sich dagegen nicht mehr sicher, ob der Wein süß oder sauer gewesen war.

Im Freien blendete sie das gleißende Licht der Augustsonne. Es macht sie jedoch nur blind – richtig wärmen konnte es sie

nicht. Sie fühlte den Händedruck, die Umarmung von so vielen Menschen. Da war ihr Schwiegervater Piero, dessen Bruder Nastagio, irgendwo auch seine Frau Lisabetta, nur ihre Mutter und ihren Vater konnte sie im Gewühl nicht finden. Auch wenn sie oft so streng zu ihr waren, sie vermisste sie mit einem Mal, und es stiegen ihr Tränen auf, als sie daran dachte, dass sie bald Abschied nehmen müsste, weil sie nun eine neue Familie hatte, die Vespucci.

Ein feierlicher Zug führte zu ihrem künftigen Zuhause in der Via Nuova, das sie heute zum ersten Mal betreten würde – vorbei an Kirchen, Brunnen und zahlreichen Palazzi, prunkvolle Gebäude allesamt, die oft von einer Lilie, dem Wappenzeichen der Stadt Florenz, geschmückt wurden, außerdem Giebeln und Pilastern, Bogen und Säulengebälk.

Das ganze Viertel schien auf den Beinen zu sein, jeder wollte die Braut sehen, das Ehepaar feiern – und ein paar von den Almosen abbekommen, die heute großzügig verteilt wurden. Das Geraune der Massen, die die Straßen säumten, schwoll jedes Mal an, wenn der Blick der Menschen auf die *cassoni* fiel, die hinter ihr und Marco hergetragen wurden – Truhen und Kassetten, randvoll mit Lederwaren, Wäsche, Tischtüchern und Hausrat, desgleichen kleinere Kästchen aus dem Holz der Kastanien mit Haarschmuck und Edelsteinen. Obwohl eigens dafür beauftragte Träger ihren Brautschatz schleppten, glaubte Simonetta, das Gewicht all dieser Truhen auf den eigenen Schultern lasten zu spüren. Warum wurde diesen Kostbarkeiten, die allesamt so schwer waren, an einem Tag wie diesem so viel Bedeutung beigemessen? Passten zu einer Hochzeit nicht eher Rosenblätter, die ausgestreut wurden, die Klänge einer Mandoline, die ein Mädchen spielte?

Nun, Musik wurde an dem Platz vor dem Palazzo ihrer künftigen Familie wirklich aufgespielt. Die Klänge von Harfen mischten sich mit denen von Flöten, Trompeten und Pfeifen. Nicht nur Musiker standen unter den Balkonen und Arkaden. Man hatte auch die Tische im Freien gedeckt, weil im Inneren niemals alle Gäste Platz gefunden hätten. Als Simonetta sich ans Kopfende der Tafel setzte, begann ihr langsam warm zu werden. Hatte sich das rote Kleid, das sie trug, zunächst wie eine zweite Haut angefühlt, kam es ihr mit jeder Stunde, die verging, mehr wie ein Panzer vor, der ihr das Atmen erschwerte. Niemand schien es zu bemerken. All die Frauen, die zu ihr traten, überschütteten sie mit Komplimenten. Sie trüge am Kleid und in den Haaren ja noch zahlreichere Perlen, als Sterne am Himmel stünden!

Wieder suchte sie Marcos Blick, denn sie konnte auf alle Perlen der Welt verzichten, wenn nur er auf ihr ruhte, aber Marco hatte sich schon über eine Schüssel gebeugt und das üppige Mahl begonnen.

Es fiel ihr wieder ein, dass die Mutter von zweihundert Schüsseln gesprochen hatte, die die Vespucci hatten ausleihen müssen, um all ihre Freunde zu verköstigen – und jene Zahl hatte sie mindestens so stolz gemacht wie die Höhe der Mitgift. Wahrscheinlich war Caterina auch über das, womit die Schüsseln gefüllt wurden, hochofren. Da gab es Wachteln mit knuspriger Haut und zartem Fleisch, frittierte Pfannkuchen, auf denen Parmesanspäne schmolzen, Sülze aus schwarzen Forellen, mit einer dünnen Schicht Silber bedeckt, das selbst im Schatten funkelte wie Schaumkronen auf dem Meer, und schließlich Süßes aller Art: *Confetti* aus Mandeln, Nüssen und Honig, mit Zimt gewürzte Küchlein, Zitronenkompott und Marzipan und schließlich eine

Statue, die ganz aus teurem Zucker gemacht war, die man jedoch nicht essen, sondern lediglich bewundern durfte.

Während sie an etwas kaute, das in der Schüssel vor ihr gelandet war, fühlte sie sich selbst wie eine Statue. So wie jeder das Kunstwerk aus Zucker rühmte, aber niemand von ihm kostete, um sich an der Süße zu erfreuen, schien ein jeder von der hübschen Braut begeistert, ohne sich zu fragen, wie sie sich fühlte.

Als die Schüsseln endlich abgeräumt waren, blickte sie wieder hoch, hoffte, endlich Marco ins Gesicht blicken zu können, ein Lächeln von ihm geschenkt zu bekommen, das es ihr ermöglichen würde, sich endlich lebendig zu fühlen, glücklich. Doch wer sie da – ein wenig taxierend, wenn auch nicht ohne Wohlwollen – betrachtete, war Lisabetta Vespucci, die zwar nur Marcos Tante war, ihm aber seit dem frühen Tod seiner Mutter eine solche ersetzte. Sie nahm zwischen ihr und dem Ehemann Platz.

»Du kannst wirklich stolz sein.«

Simonetta vermutete, dass sie sie für ihre Anmut und ihre Haltung lobte, und rang sich ein Lächeln ab.

Doch Lisabetta fuhr fort: »Welches junge Mädchen kann sich schon rühmen, dass so viele Mitglieder ehrwürdiger Florentiner Familien ihre Hochzeit bezeugen?« Sie beugte sich vertraulich vor. »Die Spini, die Peruzzi, die Strozzi, sogar die Pazzi – sie alle sind unserer Einladung gefolgt. Und was am wichtigsten ist: Selbst die Medici, deren Stern am hellsten leuchtet und die wir unsere Freunde nennen dürfen, haben uns ihre Gunst nicht verwehrt.«

Den Namen Medici hatte auch die Mutter erwähnt, die anderen sagten Simonetta dagegen nichts. Sie kämpfte weiterhin um ein Lächeln, es wurde zunehmend anstrengender.

Lisabetta machte jedoch keinerlei Anstalten, sich wieder zu

erheben. Sie winkte einen Diener herbei, der prompt eine weitere Platte mit Essen servierte.

Das Lächeln schwand endgültig von Simonettas Lippen, ihr entwich ein Seufzen. Sah Lisabetta denn nicht, dass sie genug hatte, es ihr an etwas anderem fehlte – dem Gefühl, die strahlende Braut zu sein, nicht ein verlorenes Mädchen?

»Ich ... ich bin satt.«

»Mag sein, dennoch solltest du etwas davon nehmen.«

Simonetta starrte auf die Platte.

»Das ist ein Stück Fleisch von einem besonders starken Stier«, erklärte Lisabetta, »mit gerösteten Feigen zubereitet, außerdem mit Zucchini und Karotten.«

»Ich kann wirklich nicht mehr ...«

»Man isst dergleichen nicht, um seinen Hunger zu stillen. Man isst es, um einen Sohn zu empfangen«, erklärte Lisabetta ihr vielsagend.

Der Ahnung, warum zu dem Gericht ausgerechnet Karotten und Zucchini gehörten, wollte Simonetta nicht wirklich nachgehen. Ihre Mutter hätte die Anspielung dahinter gewiss empört. Allerdings hatte sie ihre Tochter auch stets dazu ermahnt, sich mit Lisabetta gut zu stellen. Simonetta rang sich ein Lächeln ab, nahm artig ein paar Bissen. Sie kaute ewig an jedem einzelnen, und als sie endlich drei geschluckt hatte, erhob sich Lisabetta und gab Marco ein Zeichen, sodass auch er von der Tafel aufstand.

War denn etwa schon die Nacht angebrochen?

Unter den Baldachinen war nicht zu erkennen, ob sich der Himmel über Florenz gerötet, gar verdunkelt hatte, erst recht nicht in dem langen Gang, den sie betraten, kaum dass Marco sie in das Innere des Palazzo geführt hatte. An den Wänden be-

fanden sich Fackeln, und ihr Licht verlieh Marcos Haar jenen Ton, den sie heute bislang vergeblich in seinen Augen gesucht hatte. Sie konnte nun etwas freier atmen und leichtfüßiger gehen, zumal die Truhen und Kästchen mit ihrem Brautschatz längst in ihr Gemach geschafft worden waren. Gerade wollte sie sogar ein Lächeln wagen, als plötzlich ein ohrenbetäubender Lärm losbrach. Marco entfuhr ein Fluch – das Erste, was sie heute von ihm hörte. War das ein schlechtes Omen?

Ganz sicher glich das Getöse, das um sie losbrach, dem Heulen der gepeinigten Sünder in der Hölle. Die, die es verursachten, sahen tatsächlich auch ein wenig wie Dämonen aus. Erst auf den zweiten Blick erkannte sie, dass es bloß junge Männer waren, die Pfannen und Töpfe hielten und mit Gabeln auf diese schlugen. Einer hielt außerdem eine Glocke, die dunkler dröhnte als die von allen Kirchen Florenz'. Und am schwersten zu ertragen war ein schräger Gesang, der glauben ließ, man hätte den Sänger an den Füßen aufgehängt.

Wieder fluchte Marco, ehe er grimmig befahl: »Hört gefälligst auf damit!«

»Was denn, was denn? Die *mattinata* darf bei keiner Hochzeit fehlen.«

Einer der Männer kam ihr vage bekannt vor. Wenn sie sich nicht irrte, war das Amerigo Vespucci, Nastagios und Lisabetas Sohn und Marcos Vetter. Mit einem breiten Lächeln wandte er sich eben an Simonetta. »Wir wollen dir gewiss keine Angst machen, aber ohne diesen Brauch darf eine Hochzeit nicht Hochzeit heißen.«

»Wenn's um die Vermählung einer Witwe geht, aber doch nicht um die einer jungen Maid!«, rief Marco erbost.

»So oder so werden sich ob dieses Lärms nun keine bösen Geister in die Nähe des Brautgemachs wagen, nur Venus, die Göttin der Liebe.«

»Wie kommst du bloß auf die Idee, mit diesem Lärm nur Geister zu vertreiben, Venus aber nicht?«, hielt Marco dagegen.

»Das ist auch wieder wahr«, gab Amerigo grinsend zu, um schnell hinzuzufügen: »Über wen sollte Venus allerdings lieber wachen, als über eine junge Frau wie diese, die Anmut, Liebreiz und Schönheit in sich vereint? Ich hoffe bloß, Venus wird nicht neidisch werden.«

»Genug jetzt«, sagte Marco streng, »genug mit dem Lärm und genug mit dem Schmeicheln.«

Amerigo zwinkerte ihm zu. »Dann wollen wir beides dir überlassen – das Schmeicheln ebenso wie zur rechten Zeit den richtigen Lärm.«

Noch ein Augenzwinkern folgte, dann bedeutete er den anderen Männern mitzukommen. Es dauerte eine Weile, bis das Bimmeln der Glocke, das Gelächter und noch mehr schiefe Gesänge verstummt waren.

Marco wandte sich zu ihr und sah sie erstmals an. »Ich hoffe, sie haben dich nicht zu sehr erschreckt«, murmelte er mit ausdrucksloser Stimme.

»Wie sollte ich erschrecken, wenn du doch bei mir bist.«

Kurz fühlte sie sich ihm nahe wie nie, aber während sie noch auf sein Lächeln wartete, zogen sie Hände von ihm weg. So viele Frauen waren da, die ihr dabei halfen, sich für die Nacht fertig zu machen. Sie schoben sie ins Brautgemach, lösten ihre Haare aus der kunstvollen Frisur, bürsteten sie, bis sie glänzten, halfen ihr in ein dünnes Seidenkleid, führten sie schließlich zum Braut-

bett. Blumen und Kräuter lagen am Boden verstreut, und in etlichen Nischen an den Wänden wurde etwas verbrannt, was deutlich mehr Duft spendete als schlichte Holzspäne. Man hatte eine Truhe ganz dicht ans Bett herangeschoben, auf der ein Mann und eine Frau in merkwürdiger Verrenkung dargestellt waren, und eines der Dienstmädchen – oder war es Lisabetta selbst? – raunte ihr ins Ohr: »Blicke auf dieses Bildnis, dann wirst du leichter empfangen.«

Das Bett war so riesig, dass sie sich darin verlor. Das dunkle Kastanienholz der Pfosten wirkte fast schwarz, und unter ihr lagen so viele Decken übereinander, dass sie vermeinte, darin zu versinken wie in einer großen Pfütze. Außerdem warf irgendjemand eine weitere Decke auf sie, so lang und schwer, dass sie darunter kaum atmen konnte. Nun gut, es war ja Marco da, und Marco würde die Decke von ihr wegziehen. Eben scheuchte er die Frauen mit gleichen ungeduldigen Worten fort wie vorhin die Männer, nur dass seine Stimme mittlerweile belegt klang.

Simonetta war nun doch ganz froh, dass selbst ihr Kopf in einem Daunenkissen zu versinken schien. So begierig sie vorhin stets seinen Blick gesucht hatte, wagte sie ihn nun kaum anzusehen, als er zum Bett trat. Nur ein leises Quietschen der Bettpfosten verriet, dass er sich neben sie legte. Danach blieb es still, er machte keine Anstalten, die Decke von ihr wegzuziehen. Simonetta brach der Schweiß aus. Cosimas Ratschlag kam ihr in den Sinn, wonach der Kopf tiefer als der restliche Körper liegen sollte. Konnte sie das Kissen einfach aus dem Bett stoßen? Sie hatte keine Ahnung, und noch undenkbarer war es, Marco zuzuraunen, er möge ihre Brust liebkosen. Nicht einmal um seinen Namen zu sagen, hätte die Kraft in ihrer Stimme gereicht.

Starr blieb sie liegen, schwitzte immer mehr. Wieder quietschten die Bettpfosten, diesmal, weil Marco sich zur Seite wälzte.

»Gute Nacht«, sagte er, nichts weiter, ehe er die Kerze, die auf einer Truhe neben dem Bett stand, auspustete.

Danach hörte sie ihn nicht einmal mehr atmen, vielleicht, weil ihr der eigene holprige Herzschlag laut im Kopf dröhnte. Sie stemmte sich gegen die Decke, und es gelang ihr, sie so weit von sich zu schieben, dass sie nur mehr ihre Beine bedeckte. Immer noch geschah nichts. Als sie sich aufrichtete, sah sie, dass Marco an den äußersten Rand des Bettes gerutscht war, ihr weiterhin seinen Rücken zugewandt hielt. Sie vernahm doch noch seinen Atem, so gleichmäßig, als würde er bereits tief und fest schlafen.

Ihre Lippen formten seinen Namen, aber sie brachte keinen Ton heraus. Sie war nicht sicher, welches Wort das, was sie fühlte, am besten traf – war es Enttäuschung, Verwirrung, Hilflosigkeit?

Vielleicht war es alles zusammen. Ganz sicher kam sie sich dumm vor, weil sie sich darüber geärgert hatte, dass andere auf jenes feine Pflänzchen Liebe etwas so Schweres wie Familienehre gewuchtet hatten. Viel schlimmer war dieses ... Nichts. Warum küsste er sie nicht, liebte er sie nicht, umarmte er sie nicht? Warum betrachtete er sie nicht, schob die *camicia* von ihrem bebenden Leib, nannte mit heiserer Stimme ihren Namen?

Wieder formten ihre Lippen den seinen.

Marco.

Deutlich wie nie fühlte sie: Er war ihr fremd. Es war ja alles fremd, die Stadt, ihr neues Leben, seine Familie.

Auch Simonetta wälzte sich nun auf die Seite, allerdings nicht, um zu schlafen, sondern um ihr Gesicht im Kissen zu vergraben und ihr Schluchzen zu dämpfen. Nicht dass sie sich viele Tränen

zu weinen gestattete. So verstört sie war – da war auch der feste Wille, nicht zu verzweifeln, sondern aus der Tiefe ihrer Seele so etwas wie Zuversicht zu schöpfen.

Vielleicht war Marco nach dem langen Tag nur müde oder erwartete, sie wäre es, und wollte nicht in der ersten Nacht einfordern, was die Zukunft noch überreich schenken würde. Sie waren noch zu jung, sie hatten beide noch ihr Leben vor sich, es würde, es musste noch mehr kommen als dieses ... Nichts.

II.

Fünf Jahre später, Frühling 1474

Cosima Bellani schleuderte den Spiegel in die Ecke und stampfte wütend mit dem Fuß auf.

Der Lärm lockte Amiri herbei, ihren treuen Sklaven, der erst sie anstarrte, dann den Spiegel und diesen schließlich aufhob. Er war heil geblieben, was Cosima trotz aller Wut erleichterte. Die großen Spiegel, die an den Wänden hingen, waren so kostbar, dass sie sie regelmäßig mit Tüchern verhängte, um zu verhindern, dass sie matt wurden. Wollte sie sich betrachten, musste sie den kleinen ovalen nutzen, den sie in ihrer *borsetta*, einem kleinen Täschchen, stets bei sich trug.

»Gib her!«, sagte sie unwirsch.

Amiri machte keine Anstalten, ihr den Spiegel zu reichen. »Damit er endgültig kaputtgeht? Was hat dir denn der arme Spiegel angetan?«

Cosima schnaubte. »Der Spiegel behauptet, dass ich neben dem Kinn eine neue Kerbe habe und um die Augen neue Falten.«

Amiri trat näher und betrachtete sie. »Ich behaupte das auch. Wirst du mich nun ebenfalls auf den Boden schleudern?«

Trotz der üblen Laune entglitt Cosima ein Lächeln. »Dich kann man nicht mehr kaputt machen, das bist du schon.«

In der Tat war Amiri ungemein hässlich. Er behauptete, nicht ohne Stolz, sogar der hässlichste Mann von ganz Florenz zu sein. Cosima wiederum betonte stets, ihn seinerzeit nur gekauft zu haben, weil sie sich in seiner Gegenwart schöner fühlte. In Wahrheit hatte sie Mitleid getrieben, aber Mitleid ließ sich eindeutig besser verbergen als ihre Falten.

Amiri war ein Berber, dessen Dorf Sklavenhändler überfallen hatten, als er noch ein Kind gewesen war. Man hatte ihn nach Sizilien verkauft, wo er für einen Landbesitzer schufteten musste, der ihm die harte Arbeit noch häufiger als mit Brot mit Peitschenhieben entlohnte. Sein erster Fluchtversuch hatte ihm ein übles Brandmal auf der Stirn eingebracht, nach dem zweiten hatte man ihm den rechten Nasenflügel abgeschnitten. Einzig heil an seinem Gesicht waren seine Augen, nicht schwarz, wie man es ob seiner dunklen Haut vermuten könnte, sondern von einem kristallinen Blau. Diese Augen hatten Cosima Hilfe suchend angeblickt, als er zum dritten Mal geflohen, es diesmal sogar bis nach Florenz geschafft hatte, er hier aber von einem sizilianischen Kaufmann erkannt worden war.

Der Blick aus diesen Augen hatte in Cosima etwas zum Klagen gebracht, von dem sie dachte, es wäre an jenem Tag erloschen, als sie ihre Eltern verloren und sich fürs Hurendasein entschieden hatte. »Ich kann einen *sarasin* brauchen«, hatte sie dem Kaufmann erklärt, ehe er Amiri der Stadtwache ausliefern konnte, »je hässlicher, desto besser.«

Sarasin wurden die schwarzen Diener genannt, die zu besitzen in Mode gekommen war, doch in Wahrheit war Amiri weit mehr

als nur ein Diener. Er war ihr Vertrauter, vor dem sie keinerlei Geheimnisse hatte.

»Lass den Spiegel Spiegel sein«, sagte Cosima. »Fang mir lieber eine Taube.«

Amiri hob die rechte Braue, was bei ihm sehr merkwürdig aussah, bewegte sich aufgrund seiner Narbe zugleich die ganze rechte Seite seines Gesichts, auch der Mundwinkel. Es schien, als würde er lächeln. »Hast du mir nicht heute Morgen erklärt, dass wir uns bei einem der *lasagneri* unser Mittagmahl kaufen würden? Willst du dir stattdessen lieber ein Täubchen braten?«

Cosima aß für ihr Leben gerne *lasagna*, jene breiten Nudeln, die abwechselnd mit Käse aufeinandergeschichtet wurden. Für gewöhnlich halfen sie gegen sämtlichen Kummer, nur heute bezweifelte sie, dass sie ihr Gemüt aufhellen würden.

»Ich habe nicht vor, die Taube zu braten und zu essen. Ich will sie aufschneiden, die Innereien herausnehmen und den frischen Leib auseinandergeklappt wie eine Maske auf mein Gesicht legen.«

Nun hob Amiri auch die linke Braue, diesmal regte sich ansonsten nichts. Das Gute an Amiri war, dass er grundsätzlich niemals Ekel, Missfallen oder auch nur Befremden zeigte. Sie konnte ihm die verrücktesten Wünsche ihrer Kunden kundtun, ohne dass er auch nur ein einziges Mal gelacht oder entsetzt aufgeschrien hätte.

»Denkst du, das wird deine Falten mindern?«

Cosima zuckte mit den Schultern. »Alles andere hat jedenfalls nichts genutzt.«

Seit einiger Zeit wickelte sie beim Schlafen ihr Gesicht in ein Tuch ein, um Falten zu vermeiden. Außerdem trug sie regelmä-

ßig eine Maske aus Gurkenwasser, Zitronensaft, Quittensamen und – nun ja, dem Schleim von Nacktschnecken – auf. Beides hatte leider nicht zum erwünschten Ergebnis geführt.

»Ich habe gehört, dass sich eine Frau ihr Gesicht mit kochend heißem Wasser übergossen hat in der Hoffnung, das möge ihre Falten glätten«, murmelte sie.

»Und? Ist es geglückt?«

»Nein, das Gesicht war erst krebsrot, dann löste sich die Haut ab, am Ende sah sie noch schlimmer aus als du.«

»Kränk mich nicht. Niemand ist hässlicher als ich.«

»Doch!«, rief Cosima verzweifelt. »Ich werde es bald sein. Schau mich doch an! Vor Kurzem wurde ich noch für meine rosige Haut gerühmt, für meine prallen Bäckchen, für das süße Grübchen an meinem Kinn. Doch jetzt trage ich das Antlitz einer uralten Frau.«

Amiri trat an sie heran, hob die Hände und begann, ihren Nacken zu massieren, wie er es oft tat. Meist zeigte sie nicht, welche Wohltat das für sie war, nun seufzte sie.

»Du bist noch nicht mal vierzig Jahre alt«, stellte er fest.

»Eben!«, rief sie. »In diesem Alter steht man mit einem Bein im Grab ... und mit dem anderen in der Gosse, zumindest wenn man eine Kurtisane ist. Wobei mich bald niemand mehr als Kurtisane bezeichnen wird. Von einer Kurtisane erwartet man blühendes Leben, ewige Jugend. Mich wird man als alte Vettel beschimpfen oder als *putta*.«

Sie hasste dieses Wort für Hure. Sie wusste zwar, dass sie eine war, aber sie war immer stolz darauf gewesen, niemals in einem dreckigen Winkel der Stadt ebenfalls dreckigen Männern ihre Dienste anbieten zu müssen. Stattdessen konnte sie einen ausge-

wählten Kundenstamm in einem der drei Räume ihrer Mietwohnung empfangen. Dass sie das geschafft hatte, war in einer Stadt wie Florenz eine noch größere Leistung als anderswo. In Venedig oder gar Rom lebten unzählige Kurtisanen, und ihr Ansehen war so hoch, dass sie den Schleier der ehrbaren Frauen tragen durften. Die Florentiner galten hingegen als zu geizig, um für die Liebe zu bezahlen.

»Weißt du, wer die Schwester der Liebe ist?«, sinnierte sie eben.

»Die Sehnsucht? Das Glück?«

»Unsinn, es ist die Schönheit.«

Seine Hände kneteten den schmerzenden Nacken immer fester. »Man kann auch lieben, wenn man hässlich ist«, erklärte er mit rauher Stimme.

»Und doch habe ich im letzten Monat drei Kunden verloren.«

»Es gibt sicher auch welche, die ältere ... erfahrene Kurtisanen bevorzugen.«

Wieder stieß sie ein Schnauben aus, löste sich ungestüm von seinen Händen. »Ich kenne den Spruch, wonach eine alte Henne die bessere Suppe gibt. Aber ich kenne leider keine alte Kurtisane. Nur solche, die, sobald ihnen die Kunden ausblieben, nachts singend durch die Wirtshäuser zogen. Leider kann ich nicht singen. Wenn ich es versuche, klingt es so, als wäre besagte alte Henne noch lebend im Suppentopf gelandet. Andere enden als Wäscherinnen und müssen ihrer Arbeit dort nachgehen, wo Metzger ihre Abfälle in den Fluss schütten.« Sie schüttelte sich. »Da ersaufe ich doch lieber im Arno.«

»So schnell wirst du den Hungertod nicht sterben«, sagte Amiri. Kurz machte er Anstalten, seine Hände erneut auf ihren Nacken zu legen, stattdessen deutete er auf die Reichtümer in

diesem Raum, die Cosima in den letzten Jahren angesammelt hatte. Wer ihre Räumlichkeiten betrat, wähnte sich zu Gast bei einem erfolgreichen Kaufmann, der seinen Reichtum in Form von goldverzierter Ledertapete auf der einen Wand, türkisfarbenem Damast auf der anderen und Gobelins auf der dritten zur Schau stellen würde, ganz zu schweigen von den Kupfergefäßen in Wandnischen, den edlen Nussholzmöbeln, außerdem lederbezogenen Sesseln und bemalten Sitzbänken und zu guter Letzt ein paar Gemälden von Heiligen oder antiken Gottheiten, die gar nicht so leicht auseinanderzuhalten, in jedem Fall aber kostbar waren.

»Noch nicht«, sagte sie, »doch was soll ich tun, wenn meine Ersparnisse aufgebraucht sind?«

Amiri zuckte mit den Schultern. »Du könntest in ein Kloster gehen.«

Cosima bedauerte, nicht länger den Spiegel in der Hand zu halten, hätte sie ihn doch gerne auf Amiris Kopf zertrümmert. »Wie kannst du so etwas Schreckliches vorschlagen? Ich komme ja auch nicht auf die Idee, dich in Frauenkleider zu stecken und meinen Kunden anzubieten.«

»Was ist so schlimm an einem Kloster? Nicht in jedem wird nur gebetet und gefastet. In vielen verbringen reiche Damen ihren Lebensabend und genießen sämtliche Annehmlichkeiten.«

»Es gibt das Gerücht, wonach man hässliche Frauen nicht in einem Kloster aufnimmt, wäre das doch ein Zeichen, dass die Not sie dorthin triebe, nicht die Frömmigkeit. Und ich bin ja nun hässlich.«

Sie hoffte, Amiri würde widersprechen, aber diesen Gefallen tat er ihr nicht. Wieder gelüstete es sie, den Spiegel auf ihn zu

werfen. Am Ende schnaubte sie nur: »Warum stehst du eigentlich noch rum? Wenn du mir schon keine Taube fängst, dann hilf mir wenigstens beim Ankleiden!«

Bislang hatte sie nur ein seidiges Untergewand getragen. Nun half Amiri ihr in ein dunkelgrünes Kleid aus Atlas. Zuletzt schlüpfte sie in einen Mantel, der mit Fuchspelz gefüttert war. Früher hatte sie gerne nur diesen Mantel getragen und nichts darunter, um auf diese Weise ihre Kunden zu überraschen. Doch der Anblick ihrer schlaffen Brüste würde sie nun wohl weniger überraschen als vielmehr abstoßen.

»Schmuck!«, befahl sie in der Hoffnung, dass alles, was funkelte und glänzte, von ihren Falten ablenken würde. Amiri reichte ihr erst ein paar Goldketten, dann mehrere Armbänder, schließlich Ringe, von denen sie immer mindestens zwei an einem Finger trug. Sie waren gerade beim Zeigefinger der linken Hand angelangt, als ein Klopfen sie zusammenzucken ließ. Für Kundschaft war es zu früh. Um diese Tageszeit war eher mit dem Knecht zu rechnen, der für seinen Herrn Jacopo de' Pazzi die Miete für ihre Wohnung eintrieb. In der Tat lag sie damit um ein paar Tage zurück.

»Sag ihm, dass ich nicht da bin«, entfuhr es Cosima.

»Das glaubt kein Mensch. Jeder weiß, dass du tagsüber schläfst.«
Das Klopfen wurde lauter.

»Himmel, dann erklär eben, ich wäre damit beschäftigt, eine Taube zu fangen, das ist schließlich gar nicht so einfach.«

Das Klopfen riss nicht ab.

»Und wenn wir gar nicht öffnen?«, schlug Amiri vor.

Cosima hielt unwillkürlich den Atem an, aber dann gesellte sich zum Klopfen eine Stimme – eine schwache, dünne Stimme,

die Stimme einer jungen Frau, die ihren Namen rief. Und obwohl sie keine Ahnung hatte, woher diese sie kannte, war sie sicher, dass von ihr keine Gefahr drohte.

Die edle Kleidung, die die Frau trug, hatte nichts mit den Lumpen einer Bettlerin gemein, gegen deren Anblick sich Cosima instinktiv gewappnet hatte. Die kostbaren, raschelnden Stoffe täuschten allerdings nicht darüber hinweg, dass sich diese Frau sehr elend zu fühlen schien. Geld war das Rückgrat des Stolzes, doch diese Frau schien keinen zu haben, ließ den Kopf so tief hängen, dass das Haar, eigentlich von ansehnlichem Rotblond, strähnig ins Gesicht fiel.

»Ich ... ich brauche deine Hilfe«, sagte sie leise.

Meine Hilfe gegen deine Jugend, dachte Cosima, denn an Stolz und Glück mochte es dieser Frau zwar mangeln, an Jugend jedoch nicht. Keine Falte grub sich in die ungewöhnlich blasse Haut, keine Flecken übersäten die feinen Hände. Wenn ich ein solches Mädchen in meine Obhut nähme ... es für mich arbeiten ließe ... ich würde vielleicht doch nicht verarmen, ging es ihr plötzlich durch den Kopf.

Das Wort Kupplerin hatte zwar keinen schöneren Klang als *putta*, Hure, aber lieber wollte sie dieses Wort hören als das Knurren ihres Magens.

Schon bei den nächsten Worten der jungen Frau erkannte Cosima allerdings, dass diese nur hilflos war – nicht mittellos. »Erkennst du mich? Du hast mich damals für meine Hochzeit schön gemacht.«

Eine vage Erinnerung stieg in Cosima hoch. »Wie lange ist das her? Drei Jahre?«

»Fünf.«

Gott, wie schnell die Zeit verging! Kein Wunder, dass sie alterte, wenn die Tage nur so dahinfliegen. Nun, das Mädchen war nicht gealtert, da waren nur blaue Ringe unter den Augen, und an anderer Stelle schimmerten die Adern durch die alabasterne Haut.

Mich haben diese fünf Jahre nur älter gemacht, ging es Cosima durch den Kopf, diese junge Frau dagegen schrecklich unglücklich.

»Du bist also Simonetta Cattaneo«, stellte sie fest.

»Seit meiner Eheschließung heiße ich Simonetta Vespucci«, entgegnete die andere und bat wieder flehentlich: »Ich brauche deine Hilfe, ich weiß nicht mehr weiter.«

Cosima konnte nicht mehr zusehen, wie sie da erbärmlich bebend vor ihr stand. »Nun setz dich doch«, erklärte sie, schob sie in Richtung einer Truhe und hieß Amiri, der bis jetzt schweigend danebengestanden hatte, einen Kelch Wein zu bringen, mit dem sich Simonetta stärken könnte. Nicht dass sie den Verdacht erwecken wollte, sie hätte Mitleid mit der jungen Frau, deswegen fügte sie raunend hinzu: »Natürlich nimmst du den billigsten Wein und wagst es nicht, teure Gewürze hineinzumischen, schon gar nicht Pfeffer.«

Als sie sich wieder an Simonetta wandte, dachte sie allerdings, dass diese den Pfeffer dringend nötig hätte oder zumindest etwas, das das Feuer in ihr wieder zum Lodern brachte.

Cosima setzte sich neben sie auf die Truhe. Wenn sie ehrlich war, hatte sie seit deren Hochzeit kaum mehr an Simonetta Vespucci gedacht. Sie führte gewiss ein zurückgezogenes Leben, verließ den Palazzo der Familie wohl nur zum sonntäglichen

Gottesdienst, und eine Kirche war kein Ort, wo man Cosima Bellani begegnete. Mit etwas Neid hatte sie vernommen, dass die Vespucci ihre Stellung sichern konnten, immer noch Günstlinge der Medici waren. Etwas Spott hatte es dagegen in ihr ausgelöst, als manche Gerüchte über Marco zu ihr gedrungen waren. Sie vermutete, dass diese Gerüchte der Grund waren, warum Simonetta heute hier war, aber sie entschied, sich ahnungslos zu geben.

»Wie genau kann ich dir denn helfen?«

»Ich weiß einfach nicht, wie ich Marco für mich einnehmen kann. Ich dachte, es würde mit der Zeit besser werden, er müsse nur älter werden, sich an mich gewöhnen. Doch er meidet mich ... unser Schlafgemach ... unser Bett. In den ganzen fünf Jahren hat er nur dreimal, nur dreimal ...« Sie brach ab.

Nur dreimal Liebe gemacht, wollte Cosima sagen, aber das traf es wohl nicht. Was Simonetta meinte, waren eher stümperhafte Versuche, sich als echter Mann zu erweisen, die sich am Ende als so peinvoll erwiesen hatten, dass er sie lieber ganz unterließ.

»Wie ... wie soll ich denn ein Kind empfangen, wenn er nicht bei mir liegt?«, rief Simonetta verzweifelt. »Wie soll ich aber ohne Kind auch nur ein bisschen Respekt erlangen? Lisabetta behandelt mich mittlerweile herablassender als eine Dienstmagd.«

Cosima kannte Lisabetta Vespucci nicht persönlich, aber sie konnte sich noch an ihre Begegnung mit Caterina Cattaneo, Simonettas Mutter, erinnern. Und sie hatte oft genug erlebt, wie ehrbare Frauen die Straßenseite wechselten, wenn sie ihnen entgegenkam. Sie fühlte dem Mädchen die Wut, die Hilflosigkeit, die Ohnmacht durchaus nach, fragte dennoch:

»Aber was kann ich für dich tun? Erwartest du, dass ich dich wieder schön mache wie damals an deinem Hochzeitstag? Ich denke nicht, dass das reicht.«

Simonetta blickte hoch, und etwas regte sich in ihrem Blick, das trotz allem die Willenskraft bekundete, ihr Leben zum Besseren zu wenden. Sie mochte nur ein Schatten ihrer selbst sein, aber sie war kein schwacher Mensch, der sich mit seinem Schicksal kampflös abfand. »Frauen wie du kennen doch gewisse Rezepturen«, murmelte sie.

Cosima ahnte, wohin das Gespräch führen würde. »So, so«, sagte sie.

»Ich ... ich habe schon vieles ausprobiert, wozu man mir riet«, fuhr Simonetta fort, »ich habe dafür gesorgt, dass Marco möglichst viele Austern und Shrimps isst, weil das die Lust anregen soll, außerdem habe ich ihm ein Pulver ins Essen gerührt, das ich von einer weisen Frau gekauft habe.«

Eher von einer geschäftstüchtigen Frau, dachte Cosima.

»Es war aus Ameisenöl, Perlpulver, Katzenklaue, Opossumschwanz und Spatzenhirn gemacht«, fügte Simonetta hinzu.

»Hm«, dachte Cosima und dachte: Das Hirn eines Spatzen hast du, wenn du denkst, dass das hilft. Nun gut, sie selbst hatte einmal einen Liebhaber gehabt, der an die Wirkung von Aphrodisiaka geglaubt hatte. Er hatte jede Menge Geld für Stierhoden ausgegeben, sogar die von einem Affen und einem Wolf, und am liebsten hatte er das alles in ihrem Beisein verspeist. Bei Marco Vespucci würde das aber nicht helfen.

»Du denkst also, ich kenne eine noch bessere Rezeptur?«, fragte sie gedehnt.

»Ich denke, dass es nichts nützt, ihm einfach etwas ins Essen

zu rühren. Vor Kurzem hat mir eine Magd allerdings erzählt, dass es so etwas wie ... Liebeszauber gibt.«

Ihr Blick wurde geradezu flehentlich. Cosima vermutete, dass die Magd auch angedeutet hatte, wie diese Liebeszauber wirkten, zum Beispiel, indem man das eigene Schamhaar in ein Stück Wachs knetete und daraus das Bildnis eines Mannes formte, der einem auf diese Weise ewig ergeben sein würde.

Cosimas Mitleid wich der Empörung. »Solchen Zauber zu treiben, ist streng verboten! In Lucca wird man dafür hingerichtet, in Florenz ...«

Sie kam nicht weiter, denn nun stieß Simonetta ein Schluchzen aus, und im nächsten Augenblick – sie wusste selbst nicht so recht, warum – legte Cosima ihr die Hand auf die Schulter und zog sie an sich.

»Schsch«, flüsterte sie. Sie ärgerte sich über sich selbst, weil die andere sie in ihrer Unschuld derart rührte. Und sie ärgerte sich noch mehr über die Welt, auf der Frauen wie sie beide immer Verliererinnen zu sein drohten – waren sie doch abhängig davon, dass irgendein Mann ihnen seine Gunst schenkte.

Als Amiri kam, um ihnen Wein zu bringen, ließ sie Simonetta schnell wieder los. Amiri durfte ihretwegen all ihre Falten sehen, aber der Teufel sollte sie holen, wenn er sie auch noch dabei ertappte, wie sie ein junges Mädchen tröstete.

»Es gibt kleine Statuen«, sagte sie in vermeintlich gleichmütigem Tonfall, »sie zeigen junge Männer, die gänzlich nackt sind und deren Männlichkeit abnorm groß dargestellt wird. Hast du ... hast du es damit schon probiert?«

Simonetta hob ihren tränenumflorten Blick. »Was genau probiert?«

»Na, hast du diese Statuen in eurem Schlafgemach aufgestellt? Ich glaube, der Anblick der jungen nackten Männer könnte in deinem Fall mehr bewirken als sämtlicher Liebeszauber.«

»Von jungen nackten Männern...«, echote Simonetta und wirkte verständnislos.

Amiri wollte ihr den Kelch reichen, aber sie sah ihn nicht. Offenbar hatte sie in den letzten Jahren so viele Dinge nicht gesehen.

»Du könntest auch ein Parfüm auflegen, wie es sonst nur Männer tragen, aus Ambra, Zivet und Moschus gemacht.«

»Ich soll wie ein Mann riechen?«

»Am besten wär's, du würdest auch Hosen wie ein Mann tragen.«

»Das ... das ist doch gegen alle Sitten.«

»Gewiss, aber es gibt selbst ehrwürdige Kirchenmänner, die sich nicht um diese Sitten scheren, im Grunde tun sie es am allerwenigsten. Das, wonach es sie gelüftet, wird oft Prälatenspeise genannt, weil es meist Prälaten sind, die ...«

»Speise?«

Cosima seufzte. »Natürlich geht es nicht ums Essen, auch wenn es so klingt... es geht um eine spezielle Art des ... Vergnügens. Hier in Florenz gibt es so viele Männer, die dieses Vergnügen suchen, dass man das, was sie miteinander tun, »florener« nennt.«

An Simonettas Blick erkannte Cosima, dass sie sich gegenüber der Wahrheit, die sie über all die Jahre nicht gesehen hatte, nicht länger verschließen konnte, aber zwischen diesem Blick und ihrem Denken befand sich noch eine Schranke.

»Herrgott!«, entfuhr es Cosima. »Es ahnt doch mittlerweile

jeder in Florenz, dass Marco Vespucci der verkehrten Venus zugeneigt ist.«

Der Blick wurde nun wieder leer. »Verkehrte Venus?«, fragte Simonetta verwirrt.

Die Naivität rührte Cosima nicht länger, sondern stimmte sie ungeduldig: »Stell dir die Göttin Venus vor und was passiert, wenn du sie ... umdrehst.«

»Denn steht sie auf dem Kopf.«

Doch nicht so, dachte Cosima, vielmehr so, dass sie dir ihren Arsch entgegenstreckt! Aber irgendetwas war an dem Mädchen, das sie davon abhielt, mit vulgären Worten endgültig den Schleier der Unschuld zu zerreißen.

»Man trifft diese Männer überall, ob in Werkstätten oder Kirchenportalen, aber am häufigsten kommen sie in der Taverne Boco oder der Taverne del Lino zusammen. Besser du schaust dir mit eigenen Augen an, was mein Mund nicht auszusprechen vermag, ohne dass meine Lippen schmutzig werden.«

Ein Glucksen entwich ihr, hatten ihre Lippen doch schon weitaus Verwerflicheres getan.

Simonetta sah den Kelch Wein, den Amiri ihr reichte, immer noch nicht. Wollte ihn vielleicht nicht sehen, so wie sie sich weigerte, sich von ihr reinen Wein einschenken zu lassen. Ohne ein weiteres Wort erhob sie sich und stürmte hinaus.

Cosima nahm den Kelch aus Amiris Händen und trank durstig daraus. »Du hast ja doch den teuren Wein genommen«, stellte sie fest, aber es sprach kein Vorwurf aus ihrer Stimme.

»Das arme Mädchen«, murmelte er.

»Hast du ihr Kleid gesehen? Die Vespucci sind alles, nur nicht arm.«

»Aber sie sehnt sich so sehr nach Liebe.«

»Dann ist sie nicht arm, sondern dumm«, erklärte Cosima hart, obwohl erneut Mitleid an ihrer Stimme kratzte. »Ich dagegen bin nicht dumm. Ich habe eine Idee, wovon ich in Zukunft leben könnte, ich glaube, Simonetta hat mich darauf gebracht. Bring mir noch mehr Wein oder massier mich, ich werde darüber nachdenken, wie ich diese Idee am besten umsetze, du musst mir dabei helfen.«

Und du musst an meiner Seite bleiben, damit ich mich nie so einsam, so verloren fühle wie Simonetta, dachte sie.

Allerdings hätte sie sich eher die Zunge abgebissen, als Amiri das einzugestehen.

Schon nach wenigen Schritten begannen Simonettas Füße zu schmerzen. Kein Wunder, trug sie doch das falsche Schuhwerk. Die meisten Frauen traten nur mit schweren Holzpantoffeln auf Florenz' Straßen, sie hatte dagegen nur jene Stiefel an, *stivali* genannt, deren Fußsohlen aus Kalbshaut gemacht und so dünn waren, dass sie jedes Steinchen spürte. Doch selbst die Schmerzen brachten sie nicht dazu stehen zu bleiben, hätte sie dann doch unweigerlich über Cosimas Worte nachdenken müssen. Auch so verfolgten diese sie, auch so wurde das, was sie ihnen entgegensetzte – aus Mündern böser Weiber kamen nun mal böse Dinge, das hatte mit ihrer Natur zu tun, nichts mit der Wahrheit –, immer leiser. Und dann war da noch etwas, dem sie davonlief: der Ahnung, dass sie nicht länger durch Florenz' Straßen irren durfte. Dass sie nach Hause zurückkehren musste.

Nach Hause.

Der Palazzo der Vespucci war doch kein Zuhause. Es war

